

1. Einleitung

»I say remember
the ship
in citizenship«

Diese Verse stammen aus dem Gedicht »Remember the ship« von John Agard (2000), der 1949 in British Guiana, jetzt Guyana, geboren wurde und seit 1977 in England lebt. Mit nur wenigen Worten bringt der Autor darin zum Ausdruck, dass Immigration mit gesamtgesellschaftlicher Veränderung einhergehen muss, wenn die gleichberechtigte Teilhabe von Zugewanderten und deren Nachkommen garantiert werden soll.¹ Das Schiff, das er in Erinnerung ruft, ist die Empire Windrush, mit der 1948 zum ersten Mal eine größere Gruppe von Immigrant*innen aus der Karibik in England eintraf.² Dieses Er-

- 1 Die Begriffe »Zugewanderte«, »Eingewanderte« und »Immigrant*innen« werden in diesem Text synonym verwendet und beschreiben Personen, die zu einem bestimmten Zeitpunkt ihres Lebens ein Land verlassen haben, um in einem anderen zu leben. Mit der Verwendung dieser Begriffe verorte ich diese Menschen in der Gesellschaft, in der sie leben, und nicht in einem Dazwischen, wie das im Falle des Begriffs »Migrant*innen« geschieht. Gleichzeitig soll mit der Begrifflichkeit auf die Grenzen aufmerksam gemacht werden, die diesen Menschen gegenüber in Gesellschaft und Literatur gezogen wurden. Sie werden also nicht per se als Andere markiert, sondern es geht um die Frage, wie sie über Grenzziehungen im literarischen Feld und darüber hinaus zu Anderen wurden. Dabei können sich diese Grenzziehungen je nach Herkunft, Ethnie, Religion und Geschlecht unterscheiden. Hinzu kommt, dass sie nicht als fix angenommen werden dürfen, sondern veränderbar sind, wie dieses Buch zeigen soll. Mit den gewählten Begriffen soll zudem klargestellt werden, dass es in diesem Text nicht um die Anerkennung der Literatur von Emigrant*innen geht, auch wenn diese teilweise mit der von Immigrant*innen im Zusammenhang stehen kann. Die Begriffe »Migration« und »Migrant*innen« werden in diesem Text nur dann verwendet, wenn mehrere Immigrationsbewegungen in verschiedene Länder zusammengefasst werden. Kinder und Enkelkinder, die im neuen Heimatland geboren wurden, werden bewusst nicht als Immigrant*innen bezeichnet, weil sie selbst nie migriert sind. Das heißt jedoch nicht, dass Teilhabe für sie selbstverständlich ist. Auch sie sehen sich häufig mit denselben Ausgrenzungen konfrontiert wie ihre Vorfahren.
- 2 In diesem Text wird grundsätzlich das Gender*Sternchen verwendet, um hervorzuheben, dass alle Geschlechter gemeint sind. Die männliche Form wird dementsprechend nicht als generisch verstanden, sondern verweist nur auf Männer und damit auf deren Dominanz in spezifischen literarischen Feldern zu bestimmten Zeiten. Bei der konkreten Umsetzung der Anwendung des Gen-

eignis gilt in der britischen Geschichtsschreibung inzwischen als Beginn umfassender demografischer Veränderungen durch koloniale und postkoloniale Zuwanderung.³ Die Eingewanderten hatten als britische Staatsbürger*innen der Kolonien bzw. des Commonwealth das Recht, sich in Großbritannien niederzulassen. Doch sie sahen sich als Schwarze mit Rassismus und Ausgrenzung konfrontiert. Den Neuankömmlingen wurde die Zugehörigkeit von der Mehrheit der ansässigen britischen Bevölkerung abgesprochen, die von nationalistischen und kolonialistischen Denkweisen geprägt war und sich der gesellschaftlichen Veränderung verschloss. Agard spielt mit dem Wort »ship« in »citizenship«, um dieser Ausgrenzung entgegenzuhalten, dass nationale Gemeinschaften keine geschlossenen Gesellschaften sind, sondern sich insbesondere durch Migration verändern. Das Gedicht endet mit einem Blick in eine Zukunft, in der sich nicht nur Großbritannien, sondern ganz Europa auf eine Reise begibt, deren Ziel es ist, dass sich Vielfalt zur Grundlage des gesellschaftlichen Selbstverständnisses entwickelt: »and diversity/shall sound its trumpet/outside the bigot's wall/and citizenship shall be/a call/to kinship/that knows/no boundary/of skin/and the heart/offer its wide harbours/for Europe's new voyage/to begin« (Agard, 2000, 259). Agard setzt sich hier spezifisch für die gleichberechtigte Teilhabe von Schwarzen ein. Doch solch ein neues gesellschaftliches Selbstverständnis kann auch als Hoffnung für all jene gelten, die aufgrund ihrer nationalen Herkunft oder Religion in ihrer Freiheit und Gleichheit an Würde und Rechten beschnitten werden, wie sie ihnen die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte garantiert.

Dieses Buch untersucht die Rolle der Literatur in dem europäischen Veränderungsprozess, den John Agard in seinem Gedicht beschreibt. Mit der postmigrantischen Literaturgeschichte wird ein theoretischer und methodologischer Neuansatz entwickelt, der eine wissenschaftliche Analyse dieses Veränderungsprozesses ermöglicht. Anschließend wird dieser beispielhaft auf den österreichischen Kontext angewandt. Anders als in vielen Publikationen zum Thema Migration und Literatur wird die Rolle der Literatur dabei als ambivalent wahrgenommen. Einerseits waren Schriftsteller*innen von zentraler Bedeutung für die Imagination der homogenen Nationen, die zur Ausgrenzung von Immigrant*innen und deren Nachkommen führte. Andererseits konnten diese die Grenzen, mit denen sie sich konfrontiert sahen, in der Literatur früher überwinden als zum Beispiel in der Politik. Ihre daraus resultierende Anerkennung als Autor*innen ermöglichte ihnen wiederum, als relevante Stimmen in den öffentlichen Auseinandersetzungen über Migration wahrgenommen zu werden. Im Folgenden soll zunächst die Zielsetzung dieses Buches genauer beschrieben werden, bevor ich auf die Rolle der Literatur für gesamtgesellschaftliche Veränderungsprozesse eingehe und meinen Ansatz in der postmigrantischen Wissenschaft und der Literaturgeschichtsschreibung verorte. Den Abschluss der Einleitung bildet eine Vorausschau auf die anschließenden Kapitel.

der*Sternchens muss immer eine Balance zwischen grammatikalischer Korrektheit und Lesbarkeit gefunden werden (Krome, 2020; Zifonun, 2021). Da mir Lesbarkeit ein großes Anliegen ist, verzichte ich auf allzu komplexe Formen wie Einwander*er*innen zugunsten von Eingewanderten, wenn das, wie in diesem Fall, möglich ist.

3 Es handelt sich nicht um den Beginn dieser Zuwanderung, die eine weit längere Geschichte hat (Procter, 2000, 3).

1.1 Der Kampf um gleichberechtigte Teilhabe

Die Auseinandersetzungen über Migration, die viele europäische Gesellschaften seit Jahrzehnten prägen, zeigen, so Naika Foroutan in ihrem Buch *Die postmigrantische Gesellschaft*, dass der Veränderungsprozess, von dem Agard in seinem Gedicht spricht, längst begonnen hat. Immigrant*innen und deren Nachkommen sowie ihre Unterstützer*innen fordern immer aktiver Chancengerechtigkeit und soziale Teilhabe ein, während ihnen diese Rechte gleichzeitig von einigen politischen Akteur*innen und ihren Wähler*innen mit steigender Vehemenz abgesprochen werden (Foroutan, 2019, 71). Letztere haben Migration zu einem Metanarrativ entwickelt, das als Erklärung für gesellschaftliche Fehlentwicklungen aller Art herhalten muss, von Bildungsrückständen über Antisemitismus bis hin zu Kriminalität (ebd., 12f.). Dieses Narrativ wiederum dient ihnen als Legitimation für die Ungleichbehandlung von Immigrant*innen und deren Nachkommen (ebd., 81f.). Noch sind europäische Gesellschaften deswegen weiterhin von Rassismus und Ausgrenzung geprägt, wie ein Blick in aktuelle literarische Werke illustriert. Als eines von vielen Beispielen sei hier auf das Gedicht »to amy leon« der Autorin Precious Chiebonam Nnebedum verwiesen, die 1999 in Nigeria geboren wurde, seit 2010 in Österreich lebt und sich inzwischen einen Namen als Poetry-Slammerin gemacht hat. In »to amy leon« beschreibt sie eindringlich, wie rassistische Beschimpfungen sich tief in den Körper einschreiben und den Lebensmut nehmen – »das. ist wenn dein herz zu stein wird./das. ist wenn dein körper den geist aufgibt.« – und wie sie doch wieder aufsteht, um weiter gegen Rassismus und Ausgrenzung zu kämpfen: »das ist wenn du endlich aufstehst« (Nnebedum, 2022). Dennoch hat sich etwas verändert: Bei diesem Kampf handelt es sich nicht mehr nur um individuellen Widerstand. Vielmehr hat er sich inzwischen zu einer gesamtgesellschaftlichen Auseinandersetzung entwickelt, in der die Grenzen längst nicht mehr zwischen Einheimischen und Immigrant*innen und deren Nachkommen verlaufen. Dies illustrierten zuletzt die Proteste der Bewegung Black Lives Matter, zu deren Organisator*innen in Österreich Nnebedum zählte. Es haben sich »postmigrantische Allianzen« gebildet, wie Naika Foroutan diese nennt, in denen immigrantische und nicht-immigrantische Akteur*innen gemeinsam für Gleichberechtigung eintreten (Foroutan, 2019, 198–202). Dennoch kann nicht davon ausgegangen werden, dass dieses Ziel erreicht wird. Foroutan spricht von einem »Kampf ohne sicheren Ausgang [...], in welchem Minderheiten etablierte Strukturen grundlegend in Frage stellen und jederzeit an bestehenden Machtkonstellationen scheitern können« (ebd., 81).

Auch wenn es in diesem Buch nicht primär um Politik und Recht gehen soll, so wird Literatur hier doch als eng verschränkt mit diesen Konflikten um Teilhabe und Gleichberechtigung betrachtet. Denn Literatur bezeichnet hier selbstverständlich nicht allein ein Korpus von Werken, in dem gesellschaftliche Veränderung durch Migration Niederschlag findet. In Anlehnung an Pierre Bourdieus Feldtheorie verstehe ich Literatur, genau wie Politik, Wirtschaft und Wissenschaft, als einen gesellschaftlichen Teilbereich, der Individuen ermöglicht, sich aktiv in die Ausgestaltung von Gesellschaften einzubringen, und zwar mit je eigenen Mitteln. Das gilt allerdings nur in Gesellschaften und Zeiten, in denen literarische Akteur*innen, zu denen neben den Autor*innen unter anderem Verlage, Zeitschriften, Kritiker*innen und teilweise auch

Literaturwissenschaftler*innen zählen, eine *relative* Autonomie von Wirtschaft und Politik erlangt haben. Eine vollständige Autonomie ist nicht nur unmöglich. Sie wäre auch nicht zielführend, denn Literatur kann nur dann gesellschaftliche Relevanz erlangen, wenn sie Teil gesellschaftlicher und damit auch ökonomischer und politischer Prozesse ist. Sie wird jedoch in ihrer gesellschaftlichen Relevanz beschnitten, wenn ihr eine autonome kritische Auseinandersetzung erschwert wird, so zum Beispiel durch Zensur oder politische Einflussnahme darauf, welche Werke Anerkennung finden, aber auch durch überbordenden ökonomischen Druck, der Autor*innen dazu zwingt, sich den Anforderungen des Marktes zu unterwerfen, um vom Schreiben leben zu können (Sapiro, 2003). Im europäischen Kontext wird dabei momentan weniger die politische Einflussnahme als der steigende ökonomische Druck als bedrohlich für die literarische Autonomie wahrgenommen, wie zuletzt Carolin Amlinger in ihrer Studie *Schreiben* eindrücklich dokumentiert hat (Amlinger, 2021). Doch in kleineren literarischen Feldern, wie dem österreichischen, in denen eigene literarische Strukturen nur dann überleben, wenn sie politische Unterstützung erhalten, um gegen die ökonomische Übermacht des größeren deutschen Nachbarn bestehen zu können, ist auch die politische Einflussnahme bis in die Gegenwart ein Thema (vgl. Kapitel 4). Die relative Autonomie der Literatur kann also niemals als gegeben hingenommen, sondern muss immer wieder erkämpft werden. Darüber hinaus kommt sie immer nur ausgewählten Akteur*innen zugute. Immigrant*innen und deren Nachkommen konnten lange nicht selbstverständlich von ihr profitieren. Vielmehr sahen sie sich in literarischen genauso wie in anderen gesellschaftlichen Feldern mit Ausgrenzung konfrontiert, die im Nationalismus begründet liegt.⁴ Sie mussten also mit ihrem Schreiben die Grenzziehungen in literarischen Feldern überwinden, um sich in die öffentlichen Auseinandersetzungen über Migration einbringen zu können. Dafür galt es zu erreichen, dass ihre Texte im Feld als literarische Werke Anerkennung finden und nicht als Autobiografien oder Sozialreportagen, als die sie lange fälschlicherweise gelesen wurden.

Um die Rolle der Literatur im Konflikt um Gleichberechtigung und Teilhabe bewerten zu können, gilt es also zunächst zu klären, wie es zur Ausgrenzung von Immigrant*innen und deren Nachkommen in literarischen Feldern kam, um dann in einem zweiten Schritt den Prozess der Überwindung dieser Ausgrenzung durch die Autor*innen nachzuzeichnen, der ihnen ermöglichte, in der gesamtgesellschaftlichen Debatte selbst die Stimme zu erheben. Dass eine solche Analyse bisher nicht vorliegt, ist zum Teil mit disziplinären Interessen und Grenzen zu erklären. Die literaturwissenschaftliche Forschung widmet sich hauptsächlich den Autor*innen und literarischen Texten, die aus diesem Prozess hervorgegangen sind. Die sozialwissenschaftliche Forschung zu literarischen Feldern dagegen versucht zwar, Anerkennungsprozesse in der Literatur aus einer internationaleren Perspektive zu betrachten, lässt dabei jedoch die Immigration meist unberücksichtigt. Die relevanten Erkenntnisse aus beiden Forschungsgebieten

4 Nationalismus ist historisch gesehen nicht der Auslöser von Ausgrenzung, leistet dieser aber enormen Vorschub: »Looking at the history of xenophobia, it becomes clear that, although not limited to the modern period, the political and societal problematization of immigration was given a huge boost by the ideology of the nation state in the nineteenth century, with its stress on ethnic homogeneity, stability, and the concurrent rise of scientific racism« (Lucassen, 2022, 6).

bilden in dieser Studie die Grundlage für einen theoretischen und methodologischen Neuansatz (vgl. Kapitel 3). Dabei wird zum ersten Mal in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung die Frage aufgeworfen, wie sich die Nationalisierung literarischer Felder auf Immigrant*innen und deren Nachkommen auswirkte. Mein Neuansatz erlaubt damit zu verstehen, wie genau sich die Ausgrenzung dieser Personen im Zuge der Nationalisierung literarischer Felder vollzog, wann und warum Zugewanderte begannen, sich dieser Ausgrenzung zu widersetzen, wie sich in diesem Prozess die Felder veränderten und die Autor*innen in der öffentlichen Auseinandersetzung über Migration Gehör fanden.

In einem zweiten Schritt wird dieser Neuansatz beispielhaft angewandt. Wünschenswert wäre eine vergleichende Studie gewesen, die aufzeigt, welche Unterschiede bzw. Übereinstimmungen diese Prozesse in verschiedenen nationalen Kontexten aufweisen. Doch das Schreiben postmigrantischer Literaturgeschichte erfordert eine sehr detaillierte Analyse der Entwicklungen im jeweiligen literarischen Feld. Das betrifft insbesondere die Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen in diesen Feldern, zu denen bisher so gut wie keine Forschung vorliegt. Aus diesem Grund konzentriert sich das vorliegende Buch auf das österreichische literarische Feld, stellt dieses jedoch in den größeren internationalen Rahmen der Anerkennung von Immigrant*innen als Schriftsteller*innen im globalen Norden seit den 1960er Jahren (vgl. Kapitel 2).⁵ Auf Österreich fiel die Wahl dabei zum einen deswegen, weil Geschichte und Größe des Feldes überschaubar sind und eine wissenschaftliche Analyse postmigrantischer Literaturgeschichte damit für eine Person im Rahmen einer Publikation durchführbar ist. Zum anderen haben sich Studien kleinerer und damit periphererer Kontexte in der literarischen Feldforschung als repräsentativer erwiesen. Zunächst schien es so, als hätte das damit zu tun, dass es mehr periphere Felder gibt, deren Entwicklung sich grundsätzlich von der dominanter Felder unterscheidet. Während Bourdieu die Geschichte des französischen literarischen Feldes als reine Nationalgeschichte beschrieb, war die Geschichte des belgischen, des Westschweizer oder des frankokanadischen literarischen Feldes nur in Abhängigkeit vom französischen darstellbar. Joseph Jurt sprach davon, dass sich diese als »Gegen-Felder« bzw. »Unter-Felder« zum französischen Feld entwickelten (Jurt, 1998, 101). Dasselbe gilt für das österreichische literarische Feld in Relation zum deutschen. Inzwischen jedoch wurde gezeigt, dass das französische literarische Feld genauso als Gegen-Feld entstand, in diesem Fall zum damals dominanten lateinischen Feld, und auch seine weitere Entwicklung immer in Abhängigkeit von anderen Feldern zu sehen

5 Mit dem Begriff »globaler Norden« werden privilegierte Positionen im globalen Gefüge bezeichnet. Der Begriff bezieht sich auf Länder, die hauptsächlich, aber nicht nur auf der Nordhalbkugel des Globus liegen (eine Ausnahme bildet zum Beispiel Australien). In diesen haben Menschen auch literarisch gesehen einen weltweiten Startvorteil, wie Pascale Casanova aufzeigte (Casanova, 2008). Der Begriff ermöglicht aber auch zu reflektieren, dass im globalen Norden Menschen des globalen Südens leben, denen diese Startvorteile nicht automatisch zukommen. Gleichzeitig darf eine solche Unterteilung nicht als fix angenommen werden, sondern befindet sich immer in Veränderung, wie zum Beispiel der Aufstieg diverser asiatischer Staaten in den vergangenen Jahrzehnten belegt. Dasselbe gilt auch in der literarischen Zirkulation, in der sich eine solche Unterteilung inzwischen nur noch begrenzt halten lässt, auch wenn weiterhin privilegierte Positionen existieren (Sievers und Levitt, 2020).

ist (Casanova, 2008). Insofern dürften die Erkenntnisse, die sich aus der beispielhaften Analyse des österreichischen literarischen Feldes ziehen lassen, nicht nur für andere periphere literarische Felder, sondern auch für das deutsche literarische Feld von Relevanz sein, auch wenn sich die konkreten Entwicklungen natürlich unterscheiden.

Am Beispiel Österreich werde ich darstellen, wie sich im Zuge der Nationalisierung des literarischen Feldes seit den 1950er Jahren Mechanismen der Ausgrenzung etablierten, die zur Folge hatten, dass Immigrant*innen und ihre Nachkommen im Feld an Bedeutung verloren (vgl. Kapitel 4). In den anschließenden Kapiteln wird im Detail untersucht, wie ausgewählte Autor*innen, die als Immigrant*innen nach Österreich kamen, sich seit den 1990er Jahren mit Unterstützung anderer Akteur*innen im Feld gegen diese Ausgrenzung zur Wehr setzten und damit in der öffentlichen Auseinandersetzung über Migration positionierten.⁶ Damit will dieses Buch nicht nur einen Beitrag zur literaturwissenschaftlichen Forschung und zur literarischen Feldforschung leisten. Es sollen zudem am Beispiel des literarischen Feldes der Blick für die Mechanismen der gesellschaftlichen Veränderung durch Immigration geschärft und damit auch der postmigrantischen Wissenschaft neue Perspektiven eröffnet werden. Schließlich soll gezeigt werden, dass Literatur auch heute noch Bedeutung für zentrale gesellschaftliche Auseinandersetzungen zukommt.

1.2 Das literarische Feld: Modell für gesellschaftliche Veränderung durch Immigration

In vielen Literaturen haben Immigrant*innen seit den 1980er Jahren an Aufmerksamkeit gewonnen. Das zeigt sich nicht nur in der Literaturgeschichtsschreibung, sondern im gesamten literarischen Feld. So werden die Bücher von Zugewanderten und ihren Nachkommen heute in vielen Ländern von namhaften Verlagen gedruckt, von renommierten Kritiker*innen in einschlägigen Medien besprochen, mit wichtigen Preisen ausgezeichnet, von Literaturwissenschaftler*innen diskutiert und in der Schule unterrichtet. Zudem kommentieren die Autor*innen als Intellektuelle das politische Geschehen (Sievers und Vlasta, 2018c). Gerade in literarischen Feldern zeigt sich also, dass Immigration Gesellschaften verändern kann. In diesen Feldern werden die Grenzen zwischen Inländer*innen und Ausländer*innen, die den medialen und politischen Diskurs bis heute prägen, seit Jahren überschritten. Sie sind damit der Utopie einer Welt, in der Immigrant*innen und ihre Nachkommen gleichberechtigt an der Gestaltung unserer Gesellschaft teilhaben, oft weit näher als zum Beispiel politische Felder. Insofern stellt die Literatur ein ideales Feld für eine postmigrantische Forschung dar, die die gesellschaftsgestaltende Kraft von Immigrant*innen sichtbar machen will (vgl. Abschnitt 1.3).

Gleichzeitig jedoch wird der Literatur immer häufiger gesellschaftliche Bedeutung abgesprochen. Im Schulunterricht wird ihr weniger Platz eingeräumt, und an Universi-

6 Das Buch sollte nicht in dem Sinne missverstanden werden, dass Österreich ausgewählt wurde, weil es sich durch einen besonders starken Nationalismus auszeichnet oder durch einen besonders beeindruckenden Kampf der Immigrant*innen und ihrer Nachkommen gegen diese Ausgrenzung. Eine Aussage dieser Art liegt mir fern, solange keine Vergleichsstudien vorliegen.

täten wird die finanzielle Unterstützung für literaturwissenschaftliche Disziplinen gekürzt. Zudem argumentieren Wissenschaftler*innen seit Jahren, dass Schriftsteller*innen in der öffentlichen Auseinandersetzung an Relevanz verlieren würden. Bourdieu beklagte schon 1992 in seiner Monografie *Die Regeln der Kunst*, dass Autor*innen immer weniger als Intellektuelle am öffentlichen Diskurs teilnehmen, teils, weil sie sich nicht einbringen, teils, weil ihnen weniger Raum für öffentliche Stellungnahmen geboten wird (Bourdieu, 2001, 530).⁷ Diese Beobachtung bestätigen auch neuere Analysen. So behaupten Thomas Franssen und Giseline Kuipers, die Literatur habe als Kunstform der Nation zusammen mit dieser an Bedeutung verloren und habe keinen Einfluss mehr auf Politik und Gesellschaft: »Literature seems to pose little or no threat to those groups it may previously have worried, and is of little consequence to elites in the 21st century. Instead, it has become an object of cultural consumption, for dwindling and aging publics« (Franssen und Kuipers, 2015, 292). Als Gründe für diesen Bedeutungsverlust werden immer wieder die steigende Globalisierung, Ökonomisierung und Medialisierung der Kultur angeführt. Heribert Tommek erklärt den Bedeutungsverlust von Schriftsteller*innen zusätzlich mit der Pluralisierung der Gesellschaften seit den 1960er Jahren. Die 1968er-Bewegung stellte die klassischen Intellektuellen, die als warnende Stimmen in politische Prozesse eingreifen können, in Frage. Mit dem deutschen Literaturstreit in den frühen 1990er Jahren, in dem konservative Kritiker – also ausschließlich Männer – wie Frank Schirrmacher und Ulrich Greiner engagierter Literatur generell den ästhetischen Wert absprachen, verloren die Intellektuellen dann endgültig ihr Mandat an junge Erfolgsautor*innen, so Tommek weiter. Von diesen sei wiederum aufgrund ihrer Ausrichtung am Markt keine fundamentale Kritik an gesellschaftlichen Entwicklungen zu erwarten (Tommek, 2015, 77–82).

Diese Einschätzung erfolgt jedoch aus einer Perspektive, die den Bedeutungsverlust meist weißer Männer wie Heinrich Böll, Günter Grass oder Martin Walser beklagt. Carolin Amlinger beschreibt diese in ihrer Monografie zum deutschen literarischen Feld als »(männliche) Sprecher humanistischer Werte«, die an »die idealistische Idee einer einheitsstiftenden Kulturnation« anknüpfen (Amlinger, 2021, 257). Das Festhalten an diesem Ideal hat zur Folge, dass die fundamentale Kritik an der Gesellschaft von ihren Rändern her übersehen wird. Gerade in Deutschland sind viele der Immigrant*innen, die seit den 1960er Jahren schriftstellerisch tätig sind, auch politisch engagiert (Sievers und Vlasta, 2018a, 221).⁸ Für Österreich wiederum wurde sogar die These aufgestellt, dass Gegenwartsautoren wie Robert Schindel, Robert Menasse und Doron Rabinovici zuerst als engagierte Intellektuelle und erst darüber als Schriftsteller Anerkennung fanden (Beilein, 2008a). Zudem bringen sich viele Schriftsteller*innen in Österreich aktiv in die Debatte über Immigration ein, wie Allyson Fiddler in ihrer Monografie *The Art of Resistance* illustriert. Fiddler stellt in dieser Studie zu den verschiedenen Formen künstlerischen Protests gegen die ersten beiden schwarz-blauen Koalitionen zwischen der Österreichischen Volkspartei (ÖVP) und der Freiheitlichen Partei Österreichs (FPÖ)

7 Das Buch erschien 1992 unter dem Titel *Les règles de l'art* und 1999 in deutscher Übersetzung.

8 Spätestens seit 2015 wird das politische Engagement in der Literatur, das immer existiert hat, auch wieder vermehrt wahrgenommen. Immigrant*innen wie Navid Kermani und Ilija Trojanow nehmen dabei eine zentrale Rolle ein (Adler und Klocke, 2019).

im frühen 21. Jahrhundert fest: »The protests most certainly provide responses to the Austrian government's policies on immigration and to public antipathy towards migrants and the place they occupy in Austrian society« (Fiddler, 2019, 3). Unter diesen kritischen Stimmen waren auch Immigrant*innen, wie Doron Rabinovici und Vladimir Vertlib, die im Rahmen dieser Proteste vermehrt Aufmerksamkeit bei Verlagen und Zeitschriften fanden (Sievers, 2008, 1228f.). Dass Schriftsteller*innen in solchen Auseinandersetzungen als gewichtig wahrgenommen werden, zeigte sich erst jüngst wieder an der medialen Aufmerksamkeit, die insbesondere Michael Köhlmeier und Daniel Kehlmann, aber auch Doron Rabinovici für Reden erhielten, in denen sie sich kritisch zur dritten schwarz-blauen Koalition äußerten (Redaktion orf.at, 2018; Pohl, 2019; Rabinovici, 2019).

Insofern muss die Frage nach der gegenwärtigen Bedeutung von Literatur differenziert betrachtet werden. Sie manifestiert sich in einer Vielfalt von Stimmen, die die Pluralität der Gesellschaft widerspiegeln und die alle partiell Gehör finden. Der einzelnen Stimme mag damit geringere Bedeutung zukommen als der eines Günter Grass, aber insgesamt mischen sich Schriftsteller*innen auch heute aktiv in gesellschaftliche Veränderungsprozesse ein. Dabei könnte es sein, dass sie in Österreich mehr Aufmerksamkeit erhalten als in Deutschland, vielleicht weil sie nicht unter demselben ökonomischen Druck stehen wie deutsche Autor*innen oder aber weil das Feld und damit auch die intellektuelle Einmischung der Autor*innen in Österreich eine kürzere Geschichte hat (vgl. Kapitel 4). Dennoch sind sie auch in Deutschland weiterhin Teil dessen, was Bourdieu das Feld der Macht nennt, in dem neben ihnen Stimmen aus Wirtschaft, Politik, Wissenschaft und Religion Einfluss auf die zukünftige Gestaltung der Gesellschaft nehmen. Gerade das macht eine Analyse literarischer Felder so interessant für die postmigrantische Wissenschaft.

1.3 Die postmigrantische Perspektive und die Literaturwissenschaften

Der Begriff »postmigrantisch« fand zum ersten Mal in den 1990er Jahren in britischen und vergleichenden Studien zu Migration und Multikulturalismus Erwähnung. Er verwies zu der Zeit auf neue Vorstellungen von Ethnizitäten im Gefolge von Migration, blieb aber theoretisch unterbeleuchtet (Gaonkar et al., 2021, 14–16). Im deutschsprachigen Raum fand der Begriff »postmigrantisch« über das Theater Eingang in die öffentliche Debatte zu Migration. Zum ersten Mal verwendet wurde er 2004 auf dem Workshop »Europe in Motion« von einer Gruppe von Menschen aus Kultur und Wissenschaften: dem Autor und Filmemacher Tunçay Kulaoğlu, der Dokumentarfilmemacherin Martina Priessner, der Wissenschaftlerin Kira Kosnick und der Theatermacherin Shermin Langhoff (ebd., 17). Langhoff verschaffte dem Begriff mit ihrem postmigrantischen Theater in den folgenden Jahren allgemeine Aufmerksamkeit, zunächst ab 2008 als Intendantin des Theaters Ballhaus Naunynstraße in Berlin Kreuzberg und seit 2013 als Leiterin des Maxim Gorki Theaters – bis 2019 gemeinsam mit Jens Hillje. Langhoff wollte mit dem Begriff zunächst vor allem auf die Realität all jener verweisen, die in Deutschland geboren wurden, also selbst nie migriert sind, und dennoch als Immigrant*innen wahrgenommen werden. Das postmigrantische Theater sollte ihre Erzählungen im

öffentlichen Raum sichtbarer machen und damit den Blick für alternative Vorstellungen von Identitäten und Zugehörigkeiten öffnen (Sharifi, 2011, 38f.; Sievers, 2017e). Dabei ging es auch darum, sich nicht mehr von der Dominanzgesellschaft beschreiben zu lassen, sondern mit diesem Begriff eine Selbstbeschreibung in die Debatte über Migration einzubringen (Gaonkar et al., 2021, 18). Die ersten wissenschaftlichen Studien, die mit diesem Begriff operieren, wie jene des Soziologen Erol Yildiz, widmeten sich ebenfalls spezifisch dieser Gruppe und ihren »postmigrantischen Lebensentwürfen« (Yildiz, 2010). Ähnlich verortet Azadeh Sharifi in ihren ersten Studien das postmigrantische Theater (Sharifi, 2011) und Miriam Geiser die postmigrantische Literatur (Geiser, 2015, 306–310). Allerdings beinhaltet eine solche Verwendung des Begriffs die Gefahr, dieser Literatur wieder eine Sonderstellung einzuräumen, wie das bereits mit dem Label »Migrationsliteratur« geschah (Schramm, 2018).

Der Begriff »postmigrantisch« wird inzwischen jedoch auch in anderer Bedeutung verwendet (vgl. Gaonkar et al. 2021, 11–13). Er bezieht sich nicht mehr nur auf eine Gruppe von Menschen, sondern beschreibt auch Gesellschaften mit langen Immigrationgeschichten, in denen Immigration umstritten ist und deswegen Immigrant*innen und deren Nachkommen weiterhin von Ausgrenzung, Diskriminierung und Rassismus betroffen sind (Petersen et al., 2019a).⁹ Dabei verweist das Präfix »post« nicht auf eine generelle Distanzierung von Migration – wie das zum Beispiel beim Begriff »Postkolonialismus« in Bezug auf den Kolonialismus der Fall ist. Vielmehr geht es darum, die gegenwärtig dominante Wahrnehmung von Migration als Bedrohung, Verfremdung und Ausnahmezustand zu überwinden. Der Begriff »intendiert für Irritation zu sorgen, um mit dem hegemonialen Sprechen über Migration zu brechen« (Foroutan et al., 2018, 10). »Post« beinhaltet damit nicht, dass es sich um Gesellschaften handelt, in denen es keine Zuwanderung mehr gibt. Ganz im Gegenteil, Migration ist in solchen Gesellschaften so sehr zur Norm geworden, dass der Begriff »Migrant*in« und damit die strikte Abgrenzung zu jenen, die als sesshaft gelten, in postmigrantischen Gesellschaften irrelevant werden (Petersen et al., 2019b, 50f.). Postmigrantische Perspektiven in Wissenschaft und Kunst zielen also auf die Gleichberechtigung aller Menschen, die in einem Land leben, unabhängig von Herkunft, Ethnie oder Religion: »They involve a longing for a future community in which everyone belongs and all humans are recognized as beings of equal worth, regardless of backgrounds and visible differences« (Moslund et al., 2019, 245). Der Terminus »postmigrantisch« impliziert aber gleichzeitig, dass dieses Ideal in vielen Gesellschaften noch nicht erreicht ist. Sie befinden sich vielmehr in einem zeitlichen Übergang,

9 Der genaue Zeitpunkt, ab wann eine Gesellschaft als postmigrantisch gelten kann, wird dabei unterschiedlich angesetzt. Naika Foroutan argumentiert, dass dafür die offizielle Anerkennung als Einwanderungsland, wie sie in Deutschland um das Jahr 2000 herum mit einem neuen Staatsbürgerschaftsgesetz und einem Einwanderungsgesetz erfolgte, Voraussetzung ist (Foroutan, 2019, 39). Kijan Malte Espahangizi dagegen argumentiert, dass die Auseinandersetzungen über Migration sehr viel weiter zurückreichen, im Fall der Schweiz sogar bis in die 1960er Jahre (Espahangizi, 2018). Das bestätigt die literaturgeschichtliche Betrachtung, wie sie in diesem Buch im Vordergrund steht. In diesem Sinne ist auch die österreichische Gesellschaft als postmigrantisch zu bezeichnen, auch wenn sich das Land offiziell immer noch nicht als Einwanderungsland versteht.

in dem wir uns weiter von der kolonialen Ära bzw. der Zeit der Herrschaft über »Fremde« und »Minderheiten« entfernen, in dem die entsprechenden Machtverhältnisse zugleich aber noch so umfassend präsent und wirksam geblieben sind, dass ihr Andauern betont werden muss. (Bojadžijev und Römhild, 2014, 16)

Die Überwindung der »Herrschaft über ›Fremde‹« ist dabei nicht unbedingt ein kontinuierlicher Prozess. So haben in den vergangenen Jahren in vielen europäischen Ländern politische Kräfte an Bedeutung gewonnen, die gegen Immigration mobilisieren. Das bedeutet einen Rückschritt, stellt aber nicht grundsätzlich in Frage, dass wir uns in einem postmigrantischen Zeitalter befinden. Vielmehr verweist die Tatsache, dass die politische Wendung gegen Flüchtlinge in vielen europäischen Gesellschaften zu tiefen Konflikten geführt hat, auf die steigende Wirkungsmacht von Immigrant*innen und deren Nachkommen (Römhild, 2018, 67). Ihr erfolgreicher Kampf um Teilhabe hat Widerstand zur Folge, der den Rechtspopulisten gute Wahlergebnisse beschert (Foroutan, 2019, 13f.). Der Erfolg der Rechtspopulisten ist also Teil der Auseinandersetzung darüber, wie die zukünftige Gesellschaft aussehen soll.

In postmigrantischen Gesellschaften ist Migration längst nicht mehr die Ausnahme in einer grundsätzlich sesshaften Gesellschaft. Vielmehr stellt sie nicht nur für Immigrant*innen und ihre Nachkommen einen selbstverständlichen Bestandteil der gelebten Realität dar. Sei es der Konditor, der mit achtzehn Jahren von der Türkei in die Schweiz auswanderte, in Straßburg seine Frau kennenlernte und mit ihr nach Köln ging, um dort ein Geschäft zu eröffnen, das türkische und französische Backwaren und Desserts anbietet, oder die Schülerin, die mit ihrem albanischen Vater und ihrer serbokroatischen Mutter nach Klagenfurt kam, als sie ein Jahr alt war, und Verwandte unterschiedlichster Herkunft auf der ganzen Welt hat (Yildiz, 2017, 81; ders., 2018, 52–54). Sie alle stellen fixe Vorstellungen von Identitäten, Kulturen und Nationen in Frage. Sie erschweren die Unterscheidung zwischen eigen und fremd und öffnen damit den Blick auf eine Gesellschaft, in der diese Kategorien irrelevant werden. Das gilt auch für die vielen historischen Momente, in denen die Grenzen zwischen Einheimischen und Immigrant*innen im gemeinsamen Kampf gegen Ausgrenzung überschritten wurden, die jedoch oft in Vergessenheit geraten sind. Der Sommer der Migration 2015, in dem hunderttausende Geflüchtete über die als unüberwindlich geltenden Grenzen der sogenannten Festung Europa kamen und nicht nur in der Zivilgesellschaft, sondern zunächst auch in der Politik auf Solidarität stießen, ist dafür nach Regina Römhild nur ein Beispiel von vielen. In solchen Momenten tragen diejenigen, die in Europa lange nur als Andere wahrgenommen wurden, zur Veränderung der europäischen Selbstdefinition bei: »Hier entwerfen *Andere Europas* mit ihrer Präsenz und ihren verflochtenen, geteilten Geschichten *andere Europas*, in denen sich alternative Möglichkeitsräume eines heute an seine Grenzen stoßenden Projekts der [Europäischen Union] auf tun« (Römhild, 2018, 68, Hervorhebung im Original).

Ziel der postmigrantischen Studien ist es, diese Realitäten ins Blickfeld zu rücken, ohne dabei die weiter existierenden Dominanzverhältnisse zu übersehen (Hill und Yıldiz, 2018, 8). Das bedeutet sowohl für die Sozial- als auch für die Literaturwissenschaften einen methodischen Neuansatz. Allerdings sind die Veränderungen, die sie vornehmen müssen, aufgrund der sehr verschiedenen Forschungstraditionen zum Thema Mi-

gration, die sich über die Jahre etabliert haben, völlig unterschiedlicher Natur. In den Sozialwissenschaften besteht die Herausforderung vor allem darin, über ethnische und nationale Kategorien hinauszudenken. Das ist zwar in neueren Ansätzen wie den Transnational Studies und den Border Studies bereits versucht worden. Dabei ist jedoch die Migration, die Ausgangspunkt dieser Ansätze war, aus dem Blickfeld geraten, so Manuela Bojadžijev und Regina Römhild (2014, 11–14). Die postmigrantischen Studien dagegen richten den Blick auf Migration. Sie wehren sich jedoch gegen eine Migrationsforschung, die Migrant*innen mehrheitlich in verschiedene ethnische Gruppen einteilt und untersucht, wie sich diese in Bezug zur Mehrheitsgesellschaft verändern. Sie betrachten Migrant*innen vielmehr als Teil der Gesamtgesellschaft und Migration als Auslöser gesamtgesellschaftlicher Veränderungen.

Erst wenn spezifische Wissensformen und Praktiken in Ökonomie, Gesellschaft, Politik, Kultur als »migrantische Produkte« verstanden werden, wird der Blick auch frei auf die zusätzlichen transformatorischen Kräfte, die durch migrantische und mobile Prozesse den gesellschaftlichen Verhältnissen zugeführt werden. (Bojadžijev und Römhild, 2014, 20)

Zu diesem Zweck muss die Migrationsforschung entmigrantisiert und die Gesellschaftsforschung migrantisiert werden. Die Migrationsforschung zu entmigrantisieren bedeutet, die strikte Trennung der Menschen in Migrant*innen und Nicht-Migrant*innen oder in verschiedene ethnische Gruppen, wie sie in vielen Studien noch heute vorgenommen wird, zu überwinden. Mit dieser Unterteilung reproduziert die Forschung das nationalstaatliche Denken, denn Migrant*innen werden damit immer als Teil einer spezifischen Gruppe und nie als Teil der Gesamtgesellschaft gedacht. Das erklärt auch, warum sie in der Gesellschaftsforschung als solche meist gar nicht vorkommen. Genau das gilt es zu ändern, damit Migration als Auslöser gesamtgesellschaftlicher Veränderungen sichtbar werden kann (Bojadžijev und Römhild, 2014, 20). Die Kritik an den bestehenden Verhältnissen, wie sie in der kritischen Migrationsforschung schon seit Jahren geübt wird, reicht dafür nicht aus. Statt nur die Grenzen und Hierarchien zu analysieren, die Nationalstaaten und die Europäische Union produzieren, und damit zur Reproduktion dieser Verhältnisse beizutragen, soll der Fokus darauf gerichtet werden, wie diese schon heute überschritten werden (Römhild, 2018, 64f.). Das gilt zum Beispiel für die bereits erwähnten postmigrantischen Allianzen, in denen Menschen mit Immigrant*innen und ihren Nachkommen gegen Ausgrenzung und für Gleichberechtigung kämpfen, ohne dass sie selbst diesen Gruppen angehören: »Allianzen strukturieren Identitätskonzepte und Konzepte der Zugehörigkeit neu; sie können als Absage an die alte Idee der Verbundenheit durch geteilte Ethnizität, Herkunft oder Homogenität im Allgemeinen verstanden werden« (Foroutan, 2019, 199).

Für Forscher*innen in den Literaturwissenschaften klingen diese Ansätze nicht neu, lassen sie sich doch auf die postkoloniale Theorie zurückführen (Alkin und Geuer, 2022), die stark aus den Literaturwissenschaften hervorgegangen ist. So argumentieren postmigrantische Wissenschaftler*innen in Anlehnung an Gayatri Spivak, dass der normierende Nationalstaat die migrantischen Anderen erzeugt, die das sesshafte Selbst erst entstehen lassen (Römhild, 2018, 65). Oder sie nehmen Bezug auf Edward Saids

»kontrapunktische Lektüren«, um dazu aufzufordern, nationalstaatliche Perspektiven auf Immigration aus dem Blickwinkel der Migrant*innen gegen den Strich zu lesen (Yildiz, 2018, 43).¹⁰ Zudem begannen die Literaturwissenschaften schon in den 1980er Jahren den grenzüberschreitenden Charakter der Literatur von Immigrant*innen zu entdecken. Gerade sie, so ließe sich die zentrale These vieler Forschungsarbeiten zusammenfassen, machen eine durch Migration im Entstehen begriffene Welt erzählerisch greifbar. Sie schaffen Figuren, die sich nicht auf eine Herkunft festlegen lassen, sondern transnational oder sogar global verankert sind. Sie beschreiben Orte, an denen Migration Normalität ist. Sie schreiben in einer Sprache, die durch Mehrsprachigkeit geprägt ist. Diese Werke beinhalten also all jene Vorstellungen, die jetzt auch in den postmigrantischen Studien zur Umsetzung kommen sollen. Das erklärt, warum ein Sozialwissenschaftler wie Erol Yıldiz gern aus den Werken von Autoren wie Zafer Şenocak und Ilija Trojanow zitiert (ebd., 43f., 46, 48, 55).

Die Literaturwissenschaften haben damit einen entscheidenden Beitrag dazu geleistet, dass der Blick sich auf jene widerständigen Erzählungen richtet, die sich nicht mehr dem hegemonialen nationalstaatlichen Denken unterordnen lassen. Doch postmigrantische Literatur- und Kulturwissenschaften sollten sich darüber hinaus auch mit der Frage der Grenzziehungen befassen (Schramm, 2018). Das gilt nicht nur für die Darstellung von Diskriminierung und Rassismus in der Literatur, sondern viel mehr noch für die Mechanismen der Ausgrenzung in literarischen Feldern. Genau diese soll in der postmigrantischen Literaturgeschichte Berücksichtigung finden. Sie will sich der Frage widmen, warum Immigrant*innen in gewissen Phasen vom Zugang zu literarischen Feldern ausgeschlossen waren. Damit wird an Pascale Casanova angeschlossen, die feststellte, dass Literaturgeschichte nicht allein auf dem basieren darf, was gesagt und geschrieben wurde, sondern auch das einbeziehen sollte, was als selbstverständlich gilt und deswegen nicht gesagt wird, aber die Voraussetzung für Anerkennung bzw. Ausgrenzung bildet (Casanova, 2011, 24). In einem zweiten Schritt sollte postmigrantische Literaturgeschichte erforschen, wie sich die Autor*innen mit ihren Werken diesen Ausgrenzungen zu widersetzen versuchten, unter welchen Bedingungen ihnen der Zugang zum Feld ermöglicht wurde und ob ihre Texte im Feld und darüber hinaus auf Verständnis stießen.

-
- 10 Edward Said entwickelte die Methode der »kontrapunktischen Lektüre«, um die verdeckte Geschichte des Kolonialismus in der europäischen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts aufzuspüren: »In practical terms, ›contrapuntal reading‹ as I have called it means reading a text with an understanding of what is involved when an author shows, for instance, that a colonial sugar plantation is seen as important to the process of maintaining a particular style of life in England« (Said, 1993, 78). So erwähnte Jane Austen in ihrem Roman *Mansfield Park* (1814) nur am Rande, dass die bürgerliche Familie, in der die Hauptfigur des Romans aufwächst, ihren Reichtum der Sklavenarbeit auf Zuckerplantagen in der Karibik verdankt. Doch wer den Blick auf diese Randbemerkungen richtet, erkennt, wie stark der gesamte Text durch diese koloniale Verortung geprägt ist. Gleichzeitig wollte Said mit dieser Methode den Widerstand in den Kolonien gegen die Kolonialmächte sichtbar machen, indem er jene Geschichte erzählt, die in den Texten verschwiegen wird. In Bezug auf den Roman *L'Étranger* von Albert Camus bedeutet das, diesen nicht nur im Licht der Geschichte des französischen Kolonialismus in Algerien zu lesen, sondern auch den späteren Kampf um die Unabhängigkeit in die Interpretation des Textes einzubeziehen (Said, 1993, 79). Die postmigrantische Forschung überträgt diese Methode auf Diskurse der Migration (Hill und Yıldiz, 2021).

Damit lässt sich zeigen, inwieweit die neuen Ideen, die sie formulierten, neue Perspektiven eröffneten.

Erste Ansätze zu einem postmigrantischen Blick auf Literatur finden sich in der neueren Forschung zu Literatur und Mehrsprachigkeit. Diese betrachtet die Spuren von Mehrsprachigkeit in literarischen Texten vor dem Hintergrund einer Einsprachigkeit, die sich seit dem 18. Jahrhundert in europäischen Gesellschaften zur Norm entwickelte. Ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt damit die Frage, wie sich in literarischen Feldern Grenzen etablieren und wie mehrsprachige Autor*innen zu unterschiedlichen Zeiten mit diesen umgehen (Gramling, 2016; Yildiz, 2012). Ähnliches lässt sich auch für das Theater beobachten (Sharifi, 2018). Doch eine postmigrantische Literaturgeschichtsschreibung, wie sie hier verstanden wird, will nicht nur sichtbar machen, wie die Autor*innen diese beiden Ebenen in ihren literarischen Texten verhandeln. Sie will darüber hinaus untersuchen, wie genau diese Grenzziehungen sich im Feld etablierten. Schließlich will sie analysieren, wie andere Akteur*innen im literarischen Feld die Autor*innen im Prozess der Grenzverschiebung unterstützten bzw. diesen verhinderten; wie sie einerseits dazu beitrugen, dass diese Texte entstanden und Sichtbarkeit erhielten, andererseits aber teilweise auch mit Unverständnis reagierten und damit das Potential der Texte eindämmten. Kurzum, es soll mitgedacht werden, wie und wie weit die Immigrant*innen im literarischen Feld und darüber hinaus Gehör fanden. Welchen Einfluss haben sie auf die gesamtgesellschaftlichen Diskussionen über Immigration?

Das Buch widmet sich also der Frage, wie Immigrant*innen in einem gesellschaftlichen Teilbereich Anerkennung finden und dadurch eine Stimme in der öffentlichen Auseinandersetzung erhalten. Das ist eine der Methoden, so Janine Dahinden, um nicht a priori Grenzen zwischen Inländer*innen und Ausländer*innen zu ziehen, sondern zu beobachten, welche Bedeutung diese Grenzen in einem spezifischen Kontext haben und wie sie verhandelt werden (Dahinden, 2016, 23f.). In der Literaturwissenschaft hat Özkan Ezli (2022) mit seiner Kulturgeschichte der Migration eine Studie vorgelegt, die diesen theoretischen Ansatz in die Praxis übersetzt. Ezli verortet literarische Texte und Filme, die sich mit den Arbeitsmigrant*innen aus der Türkei und ihren Nachkommen befassen, im jeweiligen ökonomischen, sozialen und politischen Kontext und liest sie als indikativ für die Inklusion und Exklusion der Zugewanderten über die Jahrzehnte. Die postmigrantische Literaturgeschichte geht einen anderen Weg, weil sie die Ausgrenzung der Autor*innen mitbedenkt, die erst überwunden werden muss. Sie betrachtet Immigrant*innen zwar als festen Bestandteil literarischer Felder und überwindet damit die ausschließliche Fokussierung auf Zugewanderte, wie sie auch in den Literaturwissenschaften heute noch existiert (vgl. zum Beispiel Vlasta, 2016; Zink, 2017; Luschina, 2018). Gleichzeitig gerät jedoch die Bedeutung der Migration nicht völlig aus dem Blickfeld, wie das wiederum in Studien der Fall ist, die die Werke von Immigrant*innen und Nicht-Immigrant*innen in einen gemeinsamen thematischen Kontext stellen, ohne dabei gesellschaftliche Ungleichheiten zu reflektieren (vgl. zum Beispiel Drynda, 2012; Sabo, 2018; Bastard et al., 2019).

Zudem werden die Autor*innen nicht prinzipiell als Gruppe verstanden. Zur Gruppe macht sie allein der Umstand, dass sie sich alle mit Grenzen im literarischen Feld konfrontiert sahen. Deswegen wird auch darauf verzichtet, die Autor*innen unter einem Oberbegriff, wie zum Beispiel »Migrationsliteratur« oder »postmigrantische Literatur«,

zusammenzufassen. Vielmehr werden solche Begriffe als Schritte auf dem Weg zu ihrer Anerkennung begriffen, die mit weiterer Ausgrenzung einhergehen. Genauso wenig wird davon ausgegangen, dass sich die Schreibweisen der Autor*innen sinnvoll in einer »Poetik der Migration« zusammenfassen lassen (Hausbacher, 2009). Nicht die Migration bedingt per se eine transnationale, multilinguale oder multikulturelle Schreibweise. Die ähnlichen Schreibweisen sind als Reaktion auf die Ausgrenzung zu verstehen, die Immigrant*innen und deren Nachkommen in Gesellschaften erfahren, in denen an homogenen Vorstellungen von Nationen, Kulturen, Identitäten und Literaturen festgehalten wird (Yildiz, 2012; Sievers, 2018a). Diese Grenzen verschieben sich zudem mit jeder Publikation, die Aufmerksamkeit erhält, so dass sich jede*r Autor*in anders positioniert als ihre Vorgänger*innen.

Postmigrantische Literaturgeschichte will also im Gegensatz zu vielen literaturwissenschaftlichen Studien nicht die Gemeinsamkeit der Autor*innen, sondern ihre individuelle Besonderheit sichtbar machen. Deswegen folgen die Kapitel zu den Autor*innen nicht einem Muster, auch wenn sie die gleichen Aspekte diskutieren, sondern sind je individuell konzipiert. Primär wird die Position der Autor*innen dabei über eine detaillierte Analyse von Form und Inhalt ihrer Werke bestimmt. Darüber hinaus wird erklärt, wie die angehenden Schriftsteller*innen im literarischen Feld mit Unterstützung anderer Akteur*innen zu dieser individuellen Position finden. Genau dafür eignet sich Bourdieus theoretischer und methodologischer Ansatz ausgezeichnet, denn sein Ziel ist, den literarischen Raum zu rekonstruieren, in den sich Autor*innen einschreiben, und vor diesem Hintergrund ihre je individuelle Position zu verstehen sowie »die außergewöhnliche Anstrengung [...] sinnlich zu erfassen, die [...] notwendig war, um sie existent werden zu lassen« (Bourdieu, 2001, 14).

1.4 Verortung in der Literaturgeschichtsschreibung

Die vorangegangenen Ausführungen sollten bereits deutlich gemacht haben, dass Literaturgeschichte hier als Sozialgeschichte begriffen wird:

[L]iterarisches Handeln ist eine Funktion von übergreifenden gesellschaftlichen Konstellationen und Prozessen, und es hat eine Funktion für die Situierung und Veränderung von gesellschaftlichen Vorgängen; es ist als gesellschaftlich bewirktes und zugleich als gesellschaftlich wirkendes Handeln zu verstehen (wenn auch Spektrum und Reichweite solcher Wirkungen begrenzt sind). (Pfau und Schönert, 1988, 11)

Doch anders als in den sozialgeschichtlichen Ansätzen zur Literaturgeschichte, wie sie im deutschsprachigen Raum in den 1970er und 1980er Jahren entstanden, wird hier ein thematischer Zugang gewählt. Die literarischen Werke und Institutionen werden als Ort und Teil der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen verstanden, die sich an Migration entzünden. Das bedeutet, dass sich literarische Felder in diesem Prozess verändern und dadurch gleichzeitig selbst zum gesamtgesellschaftlichen Veränderungsprozess beitragen. Ziel ist es, diesen Wandel sichtbar zu machen. Deswegen wird theoretisch und methodologisch auf Bourdieu zurückgegriffen, denn seine Überlegungen zu

literarischen Feldern enthalten die Perspektive des Wandels, mit der sich die deutschsprachige Literaturgeschichte als Sozialgeschichte schwertat (Heydebrand, 1988, VIII; Pfau und Schönert, 1988, 17–19). Veränderung bedeutet in diesem Fall, dass die Texte von Immigrant*innen und deren Nachkommen als literarische Werke im Feld Anerkennung finden und deren Autor*innen auf Basis dieser Anerkennung Einfluss auf die Debatte über Immigration nehmen können. Damit ist auch geklärt, dass die Grundlage, auf der die Schriftsteller*innen und Werke ausgewählt wurden, die in dieser Studie behandelt werden, nicht eine wie auch immer geartete normative Vorstellung von literarischer Qualität war. Mein Interesse gilt jenen Personen, die im Feld von Verlagen, Zeitschriften und insbesondere Kritiker*innen als Schriftsteller*innen wahrgenommen werden, und zwar nicht primär, weil sie die Vorstellung von dem, was literarische Qualität in einer bestimmten Zeit bedeutet, prägen, sondern weil dieser Schritt notwendig ist, um auch über das Feld hinaus Gehör zu finden. Mir geht es also nicht darum zu erkennen, wie sich eine bestimmte Ästhetik durchsetzt oder ein Genre verändert. Vielmehr gilt es nachzuvollziehen, wie Immigrant*innen und deren Nachkommen, deren Texten in nationalisierten literarischen Feldern per se die ästhetische Qualität abgesprochen wurde, diese Grenzziehung überwinden können und als Autor*innen Anerkennung finden. Diese Form der Veränderung bleibt allerdings in Bourdieus Ansatz genauso wie in der Sozialgeschichte unsichtbar, weil diese die nationale Dimension der Literatur als gegeben hinnehmen und sie damit als Grundlage für die Ablehnung bzw. Anerkennung von Texten als Literatur ausblenden.

In den vergangenen Jahrzehnten haben sich jedoch neue Perspektiven in der Literaturgeschichtsschreibung entwickelt, die deren nationale Dimension in Frage stellen. Dazu hat auch die Forschung zu literarischen Texten von Immigrant*innen einen nicht unwesentlichen Beitrag geleistet, hat sie doch schon sehr früh darauf verwiesen, dass diese Literatur nicht mehr im nationalen Kontext gelesen werden kann, sondern im Rahmen transnationaler sprachlicher und literarischer Verbindungen verstanden werden muss (Chiellino, 1995, 301–307). Seitdem wurden verschiedene Modelle transnationaler und globaler Literaturgeschichtsschreibung entwickelt, die Immigrant*innen und deren Nachkommen vom Rand ins Zentrum des literarischen Geschehens rücken. Ottmar Ette richtete den Blick auf »Literaturen ohne festen Wohnsitz«, zu denen er nicht nur die Literatur von Migrant*innen, sondern auch Shoah-Literatur, Reiseliteratur und Übersetzung zählt (Ette, 2005). Elke Sturm-Trigonakis entwickelte die Idee einer neuen Weltliteratur, unter der sie mehrsprachige literarische Werke versteht, in denen sich der Diskurs der Globalisierung niederschlägt (Sturm-Trigonakis, 2007). Christie McDonald und Susan Rubin Suleiman entwerfen eine Globalgeschichte der französischen Literatur, in der sie literarische Texte in französischer Sprache von Autor*innen unterschiedlichster Herkunft als Orte der Begegnung mit Fremden und mit dem Fremden lesen (Suleiman und McDonald, 2010, xvii). Sandra Richter schließlich befasst sich mit der weltweiten Übersetzung und Aneignung deutschsprachiger Literatur (Richter, 2017). Diese Ansätze mögen sich in vielen Punkten unterscheiden. Doch sie eint das gleiche Ziel. Sie wollen nationale Vorstellungen von Literatur von ihren Rändern her auflösen und damit den Blick auf globale Verbindungen öffnen, die in nationaler Literaturgeschichtsschreibung unsichtbar bleiben. Die Literatur von Immigrant*in-

nen erhält im Rahmen einer solchen Wahrnehmung von Literaturgeschichte zentrale Bedeutung.

Auch in diesem Buch soll Literaturgeschichte neu geschrieben werden. Dabei wird jedoch die nationale Perspektive nicht durch eine transnationale bzw. globale ersetzt. Vielmehr wird der Blick darauf gerichtet, wie die Entstehung nationaler literarischer Felder zur Ausgrenzung aller der Phänomene beitrug, die transnationale und globale Literaturgeschichten ins Zentrum rücken, um anschließend den Prozess der Auseinandersetzung sichtbar zu machen, der zur Öffnung des Nationalen in einem konkreten Kontext führte. Nationale und transnationale Ebenen werden also nicht als Gegensätze wahrgenommen, sondern sie bestehen nebeneinander und sind miteinander verflochten (Tommeke, 2015, 22–24; Sievers und Levitt, 2020; Büttner und Kim, 2022, 5–6, 9–12). Mit der Nationalisierung von Literatur ist somit für jeden Zeitpunkt in der Literaturgeschichte konkret zu fragen, welchen Einfluss diese beiden Ebenen auf das Verständnis von Literatur haben und wie sie miteinander in Zusammenhang stehen. Das gilt schon für den Prozess der Nationalisierung selbst, der nur als ein transnationaler Veränderungsprozess zu verstehen ist, auch wenn er sich in den individuellen nationalen Kontexten unterschiedlich ausgestaltete (Casanova, 2008). In diesem Sinne soll in diesem Buch auch die Anerkennung der Literatur von Immigrant*innen und deren Nachkommen analysiert werden. Gleichzeitig ist festzuhalten, dass die Öffnung nationalisierter literarischer Felder für Immigrant*innen und deren Nachkommen nicht dem Status quo entspricht, wie er vor der Nationalisierung literarischer Felder zum Beispiel in Ostmitteleuropa herrschte (Werberger, 2012, 136; Sievers, 2018a). Es handelt sich um unterschiedliche Phänomene, die deswegen auch auf ihre je eigene Weise zu behandeln sind.

Konkret bedeutet das, dass Literaturgeschichte neu schreiben nicht heißen kann, dem bisherigen nationalen Modell ein transnationales entgegenzustellen, wie das zum Beispiel im Literaturmuseum der österreichischen Nationalbibliothek geschieht, das 2015 in Wien eröffnet wurde. Der Eingangstext zur Dauerausstellung erhebt die Transnationalität zu einer der Konstanten der österreichischen Literaturgeschichte, die sich von den multiethnischen und mehrsprachigen Traditionen des Habsburger Vielvölkerstaates bis in die Gegenwart ziehen. Dieser Gedanke wird an zwei Stellen in der Ausstellung wiederaufgenommen. Einerseits gilt der Habsburger Vielvölkerstaat als Ausgangspunkt für die ausgeprägte Imagination des Fremden in den literarischen Werken. Dabei wird ein Bogen von der intensiven Auseinandersetzung mit den Grenzregionen der Habsburgermonarchie im 19. Jahrhundert über Joseph Roths *Radetzkymarsch* (1932) bis hin zu Dimitré Dinevs Roman *Engelszungen* (2003) gespannt.¹¹ Andererseits wird das Schreiben polnischer, tschechischer, slowenischer und kroatischer Autoren wie Ivan Cankar oder Karel Klostermann um die Wende zum 20. Jahrhundert in Wien mit den Werken mehrsprachiger Schriftsteller*innen der Gegenwart wie Vladimir Vertlib, Julya Rabinowich und Anna Kim verknüpft. In dieser Darstellung bleibt nicht nur unberücksichtigt, dass das literarische Feld an der Wende zum 19. Jahrhundert nicht mit jenem an der Wende zum 20. Jahrhundert vergleichbar ist. Es bleiben auch

11 Mit diesem Ansatz wird an einen wegweisenden Aufsatz von Sigrid Weigel angeknüpft, die schon 1992 in *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur* eine Verbindung zwischen »Literatur der Fremde« und »Literatur in der Fremde« herstellte (Weigel, 1992).

erhebliche Teile des 20. Jahrhunderts ausgespart. Aus der Perspektive der Zuwanderung nach Österreich ist insbesondere die völlige Abwesenheit der sogenannten Gastarbeiter*innen zu bemerken, die seit den 1960er Jahren hauptsächlich aus Jugoslawien und der Türkei nach Österreich kamen. Anders als zum Beispiel in Deutschland hat diese Immigration in der österreichischen Literatur keine nennenswerten Spuren hinterlassen (Sievers, 2008). So klafft dann auch gerade in der Zeit, als die österreichische Gesellschaft wieder deutlich multikultureller und mehrsprachiger wurde, in der Geschichte der österreichischen Literatur, wie sie im Literaturmuseum erzählt wird, eine Lücke bezüglich Transnationalität. Solche Lücken gilt es nicht zu übergehen, sondern mit Nationalisierungsprozessen in der Literatur zu erklären.

Postmigrantische Literaturgeschichte erzählt also die Geschichte der Veränderung literarischer Felder in Bezug auf und durch Migration. Dabei richtet sich der Blick zwar auf die Entwicklungen in einzelnen nationalen Kontexten. Doch diese werden als Teil eines größeren Prozesses der Anerkennung von Immigrant*innen als Schriftsteller*innen im globalen Norden seit den 1960er Jahren gesehen. Dass dieser Prozess hauptsächlich den globalen Norden erfasste, hängt mit der Autonomie der Literatur in diesen Ländern zusammen, die sich deswegen als ideales Medium für Zugewanderte erwies, um gesellschaftliche Teilhabe einzufordern. Gleichzeitig hinterließ das nationale Denken gerade in diesen Ländern besonders tiefe Spuren, und zwar auch in der Vorstellung von Literatur. Immigrant*innen und deren Nachkommen mussten sich diesem nationalen Denken entgegenstellen, um Anerkennung zu erhalten. Dabei handelte es sich um einen internationalen Prozess, der in den USA begann, sich von dort nach Europa ausbreitete und in den 1990er Jahren auch Österreich erreichte. In den einzelnen nationalen Kontexten gestaltete sich die Veränderung literarischer Felder durch Immigration jedoch sehr individuell, denn wann und wie sich das jeweilige literarische Feld globalisierte, hing sehr eng damit zusammen, wann und wie es sich nationalisierte. So war die Immigration nach Österreich schon seit den 1960er Jahren signifikant angestiegen. Doch zu dieser Zeit waren die Akteur*innen im literarischen Feld mehrheitlich damit befasst, die Möglichkeiten für junge österreichische Autor*innen zu verbessern.

Um den Prozess der inneren Globalisierung der Literatur im globalen Norden zu verstehen, reicht es also nicht, den Blick allein auf die globale Dimension von Literatur zu richten. Vielmehr muss untersucht werden, wann und wie Prozesse der Nationalisierung und Globalisierung in einem konkreten Kontext wirksam werden und inwieweit Immigrant*innen und andere Akteur*innen in den jeweiligen literarischen Feldern im Rahmen dieser Prozesse nationale Grenzen überschreiten können.

1.5 Vorausschau auf die folgenden Kapitel

Dieses Buch will genau diese Prozesse aus theoretischer, methodologischer und praktischer Perspektive beleuchten. Den Einstieg bildet ein forschungsbasierter Überblick über den internationalen Veränderungsprozess in den literarischen Feldern des globalen Nordens, soweit er bisher bekannt ist. Dabei wird sich zeigen, dass wir noch relativ wenig darüber wissen, wie sich dieser Prozess in den einzelnen literarischen Kontexten vollzogen hat, weil der Fokus meist auf ausgewählten Autor*innen und ihren Werken liegt und

umfassendere literaturgeschichtliche Überblicke, die auch die Produktions- und Rezeptionsbedingungen reflektieren, selten sind.

Doch wie genau kann eine solche postmigrantische Literaturgeschichtsschreibung aussehen? Dieser Frage widmet sich das dritte Kapitel, in dem auf Basis von Pierre Bourdieus Theorie zum literarischen Feld ein theoretischer und methodologischer Neuansatz entwickelt wird. Bourdieu hat in *Die Regeln der Kunst* einen entscheidenden Veränderungsprozess in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts sichtbar gemacht (Bourdieu, 2001). Er demonstriert, wie die Entstehung einer neuen Bildungsschicht in Paris ausgewählten Autoren wie Charles Baudelaire und Gustave Flaubert erlaubt, sich von politischen und wirtschaftlichen Einflussnahmen auf ihr Schreiben zu befreien und damit der Literatur eine neue Bedeutung in der öffentlichen Auseinandersetzung zu geben. Diese Studie bildet die ideale Grundlage dafür, Veränderungsprozesse in der Literatur zu reflektieren. Allerdings nimmt Bourdieu die nationale Dimension von Literatur als gegeben hin. Gerade diese steht jedoch bei einer Analyse der Veränderung literarischer Felder durch Immigration zur Diskussion. Insofern muss Bourdieus Denken um die Bedeutung der Nationalisierung literarischer Felder ergänzt werden, bevor es auf das Thema Immigration Anwendung finden kann. Dieser Neuansatz ermöglicht zu verstehen, wie sich im Zuge der Nationalisierung literarischer Felder sprachliche, thematische, literarische und rechtliche Ausgrenzungsmechanismen gegenüber Immigrant*innen etablierten. Auf dieser Grundlage lässt sich anschließend der Kampf gegen diese Ausgrenzung im Detail analysieren.

In der folgenden empirischen Analyse wird am Beispiel des österreichischen literarischen Feldes illustriert, welche konkreten Einsichten dieser Ansatz ermöglicht. Das vierte Kapitel beschreibt, wann und wie sich die Strukturen im literarischen Feld in Österreich veränderten. Im Zentrum steht dabei die Frage, wie sich der Prozess der Autonomisierung dieses Feldes auf die Immigrant*innen auswirkte. Das Feld war bis in die späten 1930er Jahre durch Offenheit für Immigrant*innen gekennzeichnet und auch nach 1945 besannen sich ausgewählte Akteur*innen auf diese Tradition (Sievers, 2016b). Gleichzeitig jedoch setzte ein Prozess der Nationalisierung ein. Zunächst wurden in Österreich literarische Strukturen etabliert, die die Unabhängigkeit österreichischer Autor*innen vom deutschen literarischen Feld garantieren sollten. Zu dieser Zeit war es Immigrant*innen immer noch relativ problemlos möglich, als Autor*innen zu reüssieren. Doch mit der Autonomisierung des Feldes von der Politik ab den 1960er Jahren setzte sich dann die Idee einer österreichischen Literatursprache durch. Diese hatte die Ausgrenzung von Zugewanderten und deren Nachkommen zur Folge, denn ab diesem Zeitpunkt ging man davon aus, dass Kreativität nur denen möglich sei, die in die österreichische Sprache geboren sind. Aus diesem Grund wurden in den 1960er und 1970er Jahren kaum Autor*innen bekannt, die als Zugewanderte nach Österreich gekommen waren. Gleichzeitig bildete die Autonomisierung der Literatur von der Politik, wie sie seit den 1960er Jahren betrieben wurde, die Grundlage dafür, dass sich Autor*innen als Intellektuelle in das Feld der Macht einbringen konnten und Mitte der 1980er Jahre eine Debatte über die österreichische Beteiligung an den nationalsozialistischen Verbrechen anstießen. In diesem Prozess drängten jüdische und slowenische Minderheiten auf Anerkennung, auch in der Literatur. Das ging einher mit einer Diversifizierung literarischer

Strukturen. Damit war der Grundstein für die Anerkennung von Immigrant*innen und deren Nachkommen im österreichischen literarischen Feld gelegt.

Das Zentrum der Analyse bilden die folgenden vier Kapitel, die allesamt Autor*innen gewidmet sind, die die Öffnung des österreichischen literarischen Feldes für Immigrant*innen maßgeblich vorantrieben: Vladimir Vertlib, Dimitré Dinev, Julia Rabinowich und Anna Kim. Sie stellten mit ihrem Schreiben jeweils spezifische Grenzen im literarischen Feld Österreichs in Frage. Vertlib überwand die sprachliche und Dinev die rechtliche Ausgrenzung. Dinevs Erfolg hatte jedoch zur Folge, dass der Begriff »Immigrantenliteratur« Einzug ins österreichische literarische Feld hielt. Diesem neuen Ausgrenzungsmechanismus sowie den thematischen Grenzziehungen widersetzten sich Julia Rabinowich und Anna Kim, indem sie in ihren Texten die strikten Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und deren Nachkommen bzw. gegenüber People of Colour in Frage stellen. Die vier Autor*innen wurden von Verlagen, Zeitschriften und Kritiker*innen unterstützt, die sich in diesem Prozess selbst für Immigrant*innen zu öffnen begannen. In ihren Werken beziehen sie auf je eigene Weise Position zu den Auseinandersetzungen über Migration in Österreich bzw. im deutschsprachigen Raum und verorten sich dabei auf je eigene Weise in literarischen Traditionen. Doch beides bleibt in der Rezeption ihrer Werke oft unterbelichtet.

Vladimir Vertlib gehört zu den Ersten, die die sprachliche Ausgrenzung überwand, die sich im Feld im Prozess der literarischen Autonomisierung etabliert hatte (Kapitel 5). Er brach damit das Schweigen über Immigration, das bis in die 1990er Jahre in der österreichischen Gesellschaft und Literatur herrschte. In seinen autobiografisch inspirierten literarischen Werken *Abschiebung* (1995) und *Zwischenstationen* (1999) stellt er dar, wie das Schweigen zum Habitus von Immigrant*innen wird. Vertlib widersetzt sich dem familiären Schweigegebot, mit dem das Erzählen der Familiengeschichte aus Furcht vor negativen Konsequenzen bis hin zur Ausweisung belegt war, und schreibt mit seinen Werken die Bedeutung des Schweigens in der Migration in ein literarisches Feld ein, das bis zu dem Zeitpunkt wenig Verständnis für das Thema Immigration in der Literatur offenbart. Gleichzeitig benennt er das Schreiben, insbesondere in seinem dritten autobiografisch inspirierten Roman *Schimons Schweigen* (2012), als Mittel des Widerstands gegen Ausgrenzung. Um diese Werke schreiben zu können, musste sich der Autor zunächst einmal der Tatsache bewusst werden, dass seine Geschichte für den österreichischen Kontext von Interesse sein kann. Möglich wurden diese Schritte, weil er mit seinem Schreiben an die österreichische Exilliteratur anschließen konnte, die er über die Zeitschrift *Mit der Ziehharmonika* kennenlernte, in der er seine ersten Texte veröffentlichte. Diese Institution ebnete ihm den Weg in die österreichische Literatur und öffnete sich damit selbst für die Literatur von Immigrant*innen in Österreich. Die Rezeption tat sich schwer mit dem neuen Thema, erkannte dieses aber letztendlich als literarisches Thema von großer gesellschaftlicher Bedeutung an. Vertlibs ganz spezifischer Beitrag zu der Auseinandersetzung über Migration wird dabei allerdings übersehen – ein Aspekt, den der Autor insbesondere in *Schimons Schweigen* auch literarisch verarbeitet.

Auf Vertlib folgte mit Dimitré Dinev ein Autor, der den Immigrant*innen in der Literatur umfassende Anerkennung verschaffte (Kapitel 6). Er entwickelte, inspiriert vom Philosophen Emmanuel Lévinas, ein Erzählen aus der Perspektive der Anderen, das er-

laubt, ausgebeuteten und ausgegrenzten Immigrant*innen Sichtbarkeit zu verschaffen, ohne sie auf diese Rolle festzuschreiben. Sein Roman *Engelszungen* (2003), in dem er europäische Geschichte aus der Perspektive der Anderen erzählt, erfuhr nicht nur in Österreich, sondern auch in Deutschland viel Aufmerksamkeit. Das hängt mit Dinevs Weg in die Literatur zusammen, denn er umging die rechtlichen Hürden des österreichischen literarischen Feldes, die ihn als bulgarischen Staatsbürger ausgrenzten, mit einer transnationalen Strategie, indem er sowohl in Deutschland als auch in Österreich an Literaturwettbewerben teilnahm. Dabei profitierte er davon, dass in der Zwischenzeit in Österreich mit dem Verlag edition exil und seinem Literaturwettbewerb »schreiben zwischen den kulturen« eine literarische Institution eingerichtet worden war, die sich bewusst der Förderung von Zugewanderten widmet. Gleichzeitig verhalf sein Erfolg dieser Institution zu mehr Sichtbarkeit im Feld. Fortan erhielten die Publikationen der edition exil mehr Aufmerksamkeit. Dinev verdankte seinen Erfolg zudem dem deutschen Andiamo Verlag, der ihn zu fördern begann, bevor er in Österreich entdeckt wurde. Die ungeheure Aufmerksamkeit, die seinem Roman weit über die Grenzen Österreichs hinaus zuteilwurde, verhalf nicht nur ihm, sondern zugewanderten Autor*innen in Österreich insgesamt zu mehr Anerkennung. Die Kategorie »Immigrantenliteratur«, die sich mit Dinevs Erfolg im österreichischen literarischen Feld etablierte, sorgte jedoch dafür, dass eine Grenzziehung gegenüber dieser Literatur erhalten blieb. Dinev wurde auf die Rolle des Anderen festgeschrieben, auch wenn er gerade diesem Prozess mit seinen Werken zu begegnen versucht.

Im Kapitel 7 steht mit Julia Rabinowich eine Autorin im Zentrum, die solche Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen und deren Nachkommen nicht nur in der Literatur, sondern grundsätzlich in Frage stellt. Sie durchkreuzt diese sowohl über die Wahl ihrer Verlage als auch in Inhalt und Form ihrer Werke. Rabinowichs Weg in die Literatur führte genau wie Dinevs über den Literaturwettbewerb »schreiben zwischen den kulturen« und die edition exil, wo nicht nur 2003 ihre erste Veröffentlichung, sondern 2008 auch ihr Debütroman *Spaltkopf* erschien. Über diesen Kontakt gelangte sie zudem zu anderen literarischen Institutionen, die sich dem Thema Migration widmen. Dass dieses Thema eines ihrer Herzensanliegen ist, zeigt sich auch in ihrer Arbeit als politische Kommentatorin. Gleichzeitig wollte sie jedoch nicht darauf festgelegt werden. Deswegen schuf sie sich von Beginn an eine alternative Positionierung, anfangs über die edition splitter, einen kleinen Wiener Avantgardeverlag, in dem sie mehrere sprachexperimentelle Texte veröffentlichte, in denen Migration keine Rolle spielt. Dieser doppelten Positionierung blieb sie auch in ihrer weiteren Laufbahn treu. So bleibt Migration in ihrer zweiten eigenständigen Veröffentlichung, *Herznovelle* (2011), mit der sie sich dem Thema Gender widmet, ausgespart. Erst wenn man diese Werke, die sich nicht mit Migration befassen, in die Analyse einbezieht, wird sichtbar, wie all ihre Texte zusammen als ein Versuch gelesen werden können, Grenzziehungen gegenüber Immigrant*innen in Bewegung zu versetzen. Ihre Werke zum Thema Migration stellen Figuren ins Zentrum, die dem allgemeinen Verständnis nach Migrant*innen sind, aber kaum Gemeinsamkeiten haben. Die Texte widersetzen sich also der Vorstellung, dass es sich bei Immigrant*innen und deren Nachkommen um eine kohärente Gruppe handelt, von der sich ein österreichisches Selbst abgrenzen kann. Mischka aus *Spaltkopf* ist längst Teil der österreichischen Gesellschaft, während Diana in *Die Erdfresserin* (2012) der Zugang zu

dieser verwehrt wird, auch wenn sie Anspruch auf Asyl hätte, ohne sich dieser Tatsache bewusst zu sein. Anhand der Hauptfigur von *Herznovelle* dagegen illustriert Rabinowich, dass das Narrativ der emanzipierten europäischen Frau, die es gegen Immigranten zu verteidigen gilt, wie es oft in rechtspopulistischen Diskursen verwendet wird, nicht so weit fortgeschritten ist, wie diese Diskurse glauben machen, gerade weil der Rechtspopulismus der Emanzipation entgegenwirkt. Ein Blick auf die Kritik zu Rabinowichs Werken zeigt jedoch, dass ihr Kampf gegen Grenzziehungen übersehen wurde, auch wenn es ihr gelang, sich gegen die Kategorisierung ihrer Texte als »Migrationsliteratur« zur Wehr zu setzen.

Auch Anna Kim weist mit ihrem Schreiben weit über die Nische der Migration hinaus, allerdings aus anderen Gründen sowie mit anderen Mitteln und einem anderen Ziel als Julia Rabinowich (Kapitel 8). Kim, die in Südkorea geboren wurde, sieht sich in Österreich nicht nur als Immigrant*in, sondern als Person of Colour ausgegrenzt. Mit ihrem Werk versucht sie diese Grenzziehungen aus zwei unterschiedlichen Perspektiven aufzulösen. Zunächst einmal geht es ihr darum zu zeigen, dass die Grenzen, die sichtbaren Minderheiten gegenüber gezogen werden, nicht in deren Aussehen, sondern in einer Sprache begründet sind, die sie zu Fremden macht. Ziel ihres Debüts *Die Bilderspur* (2004) ist deswegen, die Sprache so zu verändern, dass sie auch People of Colour Zugehörigkeit ermöglicht. Hauptinspiration für dieses Projekt ist Friederike Mayröckers Prosa. Kim wandte sich mit ihrem Debüt bewusst an den Droschl Verlag, den sie als Inbegriff der avantgardistischen österreichischen Tradition verstand, in die sie sich einschreiben wollte. Umso enttäuschter war sie, als sie feststellen musste, dass sie auch von ihrem Verlag zur Fremden gemacht wurde. Die mediale Kritik dagegen erkannte deutlich ihre Wurzeln in der sprachkritischen Tradition, verstand aber nicht, welches Ziel Kim mit ihrer Verankerung in dieser Tradition verfolgte. Auf dieses Unverständnis reagierte Kim mit einem Neuansatz, mit dem sie die Grenzen der Nationalliteratur in Frage stellte, die sie zur Fremden in dieser Literatur machen. Die Autorin verortet sich in ihrer Romantrilogie – *Die gefrorene Zeit* (2008), *Anatomie einer Nacht* (2012) und *Die große Heimkehr* (2017) – stärker in einem erzählenden Schreiben und explizit politisch. Inspiriert von Ingeborg Bachmanns *Todesarten*-Zyklus versucht sie, den Opfern von Genozid, Kolonialismus und Kaltem Krieg weltweit im deutschsprachigen Raum Aufmerksamkeit zu verschaffen. Damit schreibt sie die Literatur über die thematische Begrenzung auf Österreich bzw. Deutschland hinaus, die im Zuge der Nationalisierung zu greifen begann, und macht deutschsprachige Literatur zu Weltliteratur. Grundlegend für ihre Trilogie ist der Versuch, zu den Menschen, denen diese Verbrechen widerfahren, eine Nähe herzustellen, damit sie im deutschsprachigen Raum als Teil der eigenen Realität wahrnehmbar werden und nicht mehr als weit entfernt und deswegen irrelevant abgetan werden können. Diese Grenzziehungen gegenüber äußeren Fremden zu überwinden, beinhaltet einen ähnlichen Schritt gegenüber jenen Menschen, die im deutschsprachigen Raum und Europa als Fremde qualifiziert werden. Insbesondere der erste und der dritte Roman dieses Zyklus stießen auf großes kritisches Interesse. Doch Kims radikaler Bruch mit nationalen und literarischen Grenzziehungen, die auch sie ausgrenzen, blieb dabei unbemerkt.

Inzwischen sind nicht nur diese vier Autor*innen weit über die Grenzen Österreichs hinaus bekannt, sondern das Thema Immigration hat auch österreichische Autor*innen,

die selbst keine Immigrant*innen sind, wie Michael Köhlmeier in *Das Mädchen mit dem Fingerhut* (2016) oder Veia Kaiser in *Makarionissi oder Die Insel der Seligen* (2015), zu Werken inspiriert, die sich mit Migration befassen. Diese können als ein weiterer Schritt in Richtung postmigrantische Allianzen im Feld verstanden werden. Dennoch können die Grenzen in der österreichischen Literatur gegenüber Immigrant*innen noch nicht als vollständig überwunden gelten, wie im Resümee ausgeführt wird.